

Daniel Chavarría

DIE WUNDERDROGE

Titel des spanischen Originals:
Allá Ellos

© 1992 Daniel Chavarría

© 2008 für die eBook-Ausgabe:
EDITION KÖLN - Verlag Peter Faecke, Köln

Diese PDF-Version ist urheberrechtlich geschützt. Die
Anfertigung von Kopien und ihre Weitergabe ist ein
strafbarer Akt.

Gestaltung und Satz:
Grafikstudio Edition Köln / Heike Rittner

Titelfoto: Martin Dallmair

ISBN 978-3-936791-75-4

EDITION KÖLN
Mevisenstr. 16/2
50668 Köln
www.peterfaecke.de

Hier ist auch die Printversion zu beziehen:
Broschiert: 528 Seiten, € 14,90, ISBN 9783936791037

Daniel Chavarría

DIE WUNDERDROGE

Roman

Aus dem Spanischen von
Jürgen Alberts und Cristian Cortés

*Gewiss, jene Männer
erfüllen ihre Jahre unter Gefahr
recken die Stirn empor zum Gruß
atmen, ohne Uhrwerk, ohne sich zu brüsten,
und zu guter Letzt rufen sie: Lass sie doch,
die Huren, Luis Taboada, die Engländer;
lass sie doch, lass sie doch, lass sie doch fahren.*

César Vallejo, »Gleba«

ERSTER TEIL

(1970-1973)

1

Am Tapajós

In Santarém, einer Stadt mit fünfzehntausend Einwohnern am Zusammenfluss von Tapajós und Amazonas, gab es eine Waldstation der FAO. Dort arbeitete ein gewisser José Gamos de Andrade, eher bekannt unter dem Spitznamen Ze Bonitinho.

Ze wurde im Bundesstaat Piauí im Nordosten Brasiliens geboren.

Er war achtundvierzig.

In seiner Kindheit zog er mit den Karawanen durch das nordöstliche Sertão auf der Flucht vor Dürre und Überschwemmungen. Zweimal überfiel er mit einer hungernden Meute Dörfer, um Lebensmittel zu stehlen.

Ze Bonitinho war ein völliger Analphabet. Er war niemals mit Ärzten oder Zahnärzten in Berührung gekommen, noch hatte er je an einem gedeckten Tisch gegessen. Er aß mit den Händen, dankte Gott dafür, dass er etwas Yucca-Mehl hatte, um nicht hungern zu müssen.

Mit fünfundzwanzig Jahren hatte er noch nie in einem Bett geschlafen. Seine Eltern und drei seiner Geschwister starben während der Hungersnot des Jahres 1939. Seinen kleinen Bruder Luizinho traf die Kugel eines Vorarbeiters, als er zwölf war. Er war beim Klauen von Bananen auf dem Gut des Oberst Parins in Pernambuco erwischt worden. 1941 waren nur noch Ze und die drei Schwestern übrig. Mercedes heiratete einen Schuster aus Ceará. Maria Patrocínio lebte in wilder Ehe mit dem Sohn eines Haziendabesitzers und endete als Hure auf den Straßen von Bahia. Dolores, die als Dienstmädchen angestellt war, wurde vom Neffen des Patrons geschwängert. Sie war eine ideale Amme und blieb aufgrund dieser Milchbeziehung für immer unter dem Schutz der Familie Da Rosa.

Als Ze achtzehn war, suchte er eine feste Arbeit, jeden Tag etwas zu essen und ein Dach für seine Hängematte. Täglich betete er zu Gott, er möge ihn nicht zu einem Verbrecher werden lassen, der aus purer Not stehlen müsse.

Eines Nachmittags, in einem Dörfchen in Piauí traf Ze Bonitinho Tomás de Andrade, einen Verwandten seiner Mutter, der gerade vom Amazonas zurückgekehrt war. Tomás hatte einige Jahre auf einer Kautschukplantage gearbeitet. Er trug eine Armbanduhr, einen dicken Ring und eine Goldkette mit einem Medaillon des Heiligen Christophorus um den Hals. Tomás schien sehr froh, einen Verwandten getroffen zu haben. Er umarmte ihn, lud ihn auf ein paar Bier ein, auch Cachaça oder was Ze eben gerne trank. In den Kautschukplantagen sei er reich geworden. Glaub mir! Er habe viel Geld verdient und sei gekommen, um die Familie zu besuchen und sich ein Haus zu kaufen. Und der Patron habe ihn beauftragt, aus dem Nordosten tüchtige und anständige Männer mitzubringen.

Also. Wer reich werden wolle und keine schwere Arbeit scheue, der solle Tomás folgen. In diesem Dörfchen waren es schon zwölf, die mitgehen wollten. Und Ze wollte auch ...

Die Idee, einmal reich zu werden, war Ze Bonitinho nie in den Kopf gekommen. Das, was Tomás de Andrade ihm gerade angeboten hatte, kam ihm wie ein Segen des Himmels vor. Der Herr hatte sich also doch an ihn erinnert nach all den Entbehnungen; nachdem er seine Eltern halbnackt im Staub des Sertão begraben musste und später Luizinho in einer selbstgezimmerter Bretterkiste auf seinen Schultern trug, gefolgt von den Trauergesängen seiner Schwestern.

Also, warum nicht, er würde mit Tomás bis ans Ende der Welt marschieren, und ohne Umschweife drückte er seinen Daumen auf das Papier, das Tomás ihm vorlegte. Musste ja alles seine Ordnung haben. Der Patron von Tomás war ein ehrenwerter Herr, der mit schriftlichen Verträgen arbeitete, wie das Gesetz es verlangte und Gott es befahl.

Ze Bonitinho wurde nicht reich. Er lernte nur neue Entbehrungen kennen: die Einsamkeit des Urwalds, das Sumpffieber, Ängste und Schrecken, die ihn während der fünf Jahre im Kautschukwald plagten. Ein besonderer Alptraum die Furcht vor dem Jaguar, der an der nächsten Wegbiegung auftauchen konnte, ihn bereits belauerte, schon sprunghbereit sich die Schnauze mit seiner langen Zunge leckend. Oder die Panik vor der pechschwarzen Jacht, die mit Todeschreien angefüllt war. Die Angst vor riesigen Giftschlangen und bössartigen Vorarbeitern. Tomás war der schlimmste von ihnen.

Fünf Jahre musste Ze raus, bevor es hell wurde, auf unwegsamem Pfaden sich vorwärtskämpfend, um die Bleheimer zu leeren, mit denen das Latex aufgefangen wurde. Fünf Jahre musste er Tausende von Kilometern zurücklegen, geängstigt von der Bestie und den heimtückischen Schlangen. Wenn das Fieber kam, konnte er kein Essen bei sich behalten. Ganz gleich, ob er krank war, zitterte, delirierte, er musste jeden Tag raus, Latex sammeln und in eine einsame Holzhütte bringen. Mittags die zweite Runde, den Eimer in der einen, die Flinte in der anderen Hand. Die ganze Strecke, an der die Bäume, manchmal Hunderte von Metern voneinander entfernt, verstreut standen. Sein Posten hatte hundertvierzig Bäume abzuernten. Wochen vergingen, ohne dass er eine menschliche Stimme zu hören bekam. Wolken von Moskitos raubten ihm den Schlaf. Nachts hämmerte das Blut in seinem Kopf, ein unerträgliches, rhythmisches Pulsieren schon vergessener Stimmen. Die Toten sprachen mit ihm.

Wenn er nach Wochen schwerster Arbeit seine Latexballen zur Sammelstation brachte, hieß es stets, er schulde noch Geld für die Werkzeuge, für das Essen und auch eine Rate für die Flinte. Das einzige, was er bekam, waren Flüche und Drohungen.

So vergingen vier Jahre. Seine Schulden stiegen. Eines nachts sah er im Mondlicht sein Gesicht im Fluss gespiegelt. Seine Haare waren weiß geworden. Er musste immer wieder hinschauen. Verdammte, sie waren wirklich weiß.

Ze beschloss zu fliehen.

Sie schnappten ihn, peitschten ihn aus. Dieser Tomás war mit von der Partie. Wollte der Hurensohn abhauen, ohne seine Schulden zu begleichen? Abhauen mit der Flinte, ohne sie zu bezahlen, dieser miese Räuber? Hatte er ihn deswegen mitgenommen? Um Tomás zu blamieren?

Ze schwor Rache.

Er wartete noch ein ganzes Jahr. Nahm sich Zeit für die Vorbereitung. Der Tag kam. Er musste wieder Kautschuk abliefern. Ze tat so, als würde er zu seiner Holzhütte zurückkehren, nahm aber eine Abkürzung und versteckte sich, um Tomás aufzulauern. Der kam nach der Kantine immer dort vorbei.

Ich habe eine Ewigkeit darauf gewartet, Tomás.

Die Nacht brach herein.

Ze stieg auf einen Baum, damit der Hund seine Spur nicht aufnehmen konnte.

Endlich sah er ihn. Er kam, wie immer, gefolgt von seinem Köter. Ze Bonitinho machte langsam das Kreuzzeichen.

Alles ging schnell. Ein Machetenschlag mit der Rechten, ein Messerstich mit der Linken. Tomás, der die Bürde des samstäglichen Suffs mit sich führte, bemerkte den Angriff erst im letzten Augenblick. Mit durchtrennter Kehle lag er in einer Blutlache, die Augen offen. Nach dem Messerstich begann der Köter zu winseln. Ze erledigte ihn mit der Machete.

Von ferne Gebell. Ze musste weg. Er bekreuzigte sich und bat Gott um Verzeihung für diese Sünde. Die Flinte nahm er an sich, auch den Revolver und die Uhr des Toten. Er lief die ganze Nacht. Bis zum Sonnenaufgang hatte er am anderen Ufer des Flusses einen großen Umweg zurückgelegt. Er musste die Hunde ablenken. Es gelang ihm, von der entgegengesetzten Seite in die Nähe der Sammelstation zu kommen. Dort hatte Ze Stämme versteckt und geflochtene Lianen. Auch ein wenig Yucca-Mehl war vorrätig - an verschiedenen Stellen, damit es nicht auffiel. In weniger als einer Stunde band er die Stämme zusammen. Das Balsaholz lag gut in der Strömung. Am Gebell der Köter konnte Ze erkennen, dass

man ihn flussaufwärts suchte. Er hatte die Vorarbeiter in die Irre geführt.

Drei Tage lang, bis er das Kautschukgebiet hinter sich ließ, ruderte er nur nachts und versteckte bei Sonnenaufgang das Balsafloß. Um sich bei Kräften zu halten, aß er Mehl, vermischt mit Flusswasser. Nach einer Woche erreichte er den Madeira. Ze nahm den breiten Trampelpfad, der ihn ins Gebiet der Goldsucher brachte. Von denen hatten die Kautschukarbeiter im Wald immer erzählt.

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass einige Tage zuvor, nach einer Auseinandersetzung in der Gruppe, der Koch zu Tode gekommen war.

So machte Ze in der ersten Zeit, während die sechs anderen im Fluss Gold wuschen, das Essen, flickte die Kleider und kümmerte sich um die Spitzhacken, Schaufeln und Siebe. In wenigen Wochen lernte er, Gold in einer Mulde zu waschen. Nach nur vier Monaten besaß er zum ersten Mal in seinem Leben eine beträchtliche Summe: rund zweieinhalb Kilo Gold.

Ze mochte diese Arbeit, nun wollte er keine andere mehr.

Es war harte Arbeit, jedoch ohne Vorarbeiter. Arbeit für Kämpfertypen, die hacken und schwitzen konnten, umschwirrt von Millionen Moskitos, Männer, die Fieber nicht fürchteten und nicht die wilden Indios, die, vom Hunger getrieben, den Goldsuchern manchmal auflauerten.

Ze wurde ein Experte im Goldsuchen. Er fand Gold und Diamanten am Tocantins, am Purús und am Madeira. Seit 1951 war er nicht mehr aus dem Tapajósbecken herausgekommen.

In den ersten Jahren pflegte er das, was er sich in mehreren Monaten erarbeitet hatte, in zwei, drei Tagen durchzubringen. Ein Gelage mit Huren. Jeder durfte auf seine Rechnung saufen. Aber wer nicht saufen wollte, musste mithalten, wenn ihm sein Leben lieb war.

So kam es zu Gerüchten.

Ze Bonitinho hat das Copacabana geschlossen!

Eine Kneipe zu schließen hieß in der Sprache der Goldsucher, die Türen zu versperren, damit niemand rauskam. Jeder, der dabei

war wusste, dass bis zum Absturz gesoffen werden musste, natürlich auf das Wohl des »Schießers«. Wenn das Fest richtig im Gange war, schoss der Spender auf die bunten Birnen oder auf die Flaschen hinter der Theke, während seine Favoritin die Schießkunst mit zahnlösem Lächeln und Massagen an seinem Hosenschlitz feierte.

Bei einer guten Schließung gab es immer Duelle, alte Rechnungen wurden beglichen, und den Höhepunkt bildete russisches Roulette.

Bei den Goldsuchern lernte Ze Bonitinho die Regeln des Urwalds und machte sie zu den seinen. »Gold liebt keine Geizkragen«. Wer nicht den Mumm hat, in einem Gelage das ganze Geld auszugeben, das er in einer Saison gemacht hat, wer nicht den Mumm hat ein Lokal zu schließen, das Gold zu verachten und zu verschleudern, der würde niemals Glück bei der Goldsuche haben. »*O ouro não quer homem tacanho!*« Das hatte sich mehr als einmal erwiesen.

Die besten Plätze im Tapajós, um Gold zu waschen, lagen an den Hängen der Serra do Cachimbo, die von den wilden Indios bewohnt waren. Aber da Ze Bonitinho jede Furcht vor Gott verloren hatte, im Alter von dreißig Jahren, nachdem er fünf Jahre auf der Kautschukplantage und sieben bei den Goldwäschern verbracht hatte, nachdem er ein Dutzend Kneipen und auch schon mal ein ganzes Dörfchen geschlossen hatte, nachdem er sich mit den härtesten Typen aus Ururú duelliert hatte - zweimal überstand er das russische Roulette (die Toten an die Seite und weiter im Samba), nach alledem, was Ze schon durchgemacht hatte, fürchtete er keinen wilden Indio, so gefährlich der auch sein mochte. In diesen Jahren hatte er zudem eine Menge Beschwörungen gelernt, um mit dem Missgeschick fertig zu werden.

Im Jahre 1953 machten sich Ze Bonitinho und vier weitere entschlossene Männer auf, den Tapajós entlang bis zu den Hügeln der Serra do Cachimbo hinaufzusteigen. Alles furchtlose Typen. Zwei Monate kamen sie gut vorán, mit besten Ergebnissen, dann brach das Unglück über sie herein. Vierzig Indios griffen sie an. Die vier Gefährten starben dabei. Ze hielt sie auch für tot und ließ ihn

liegen. Ihn rettete ein Zauber, den ihm eine Hexe am Madeira beigebracht hatte. Einen Monat später nahmen andere Indios ihn gefangen. Sie hätten ihn fast erschlagen, wenn diese Zauberkraft ihn nicht geschützt hätte. Das Wunder wiederholte sich. Eine Zeitlang hielten sie ihn gefangen. Nach und nach fassten die Indios jedoch Vertrauen zu ihm und ließen ihn schließlich frei. Er lebte drei Jahre bei ihnen. In dieser Zeit hat er viel gelernt, viele, sehr viele Dinge, die der weiße Mann sonst verachtet.

1957 kam er zu den Goldwäschern zurück. Arbeitete vier Jahre, jedoch ohne Glück. Endlich, im Jahre 1961, bekam er einen ergiebigen Steilhang zugeteilt in der Nähe des Dorfes Penedos, und es gelang ihm, zwölf Kilo Gold herauszuwaschen. Diesmal schloss Ze kein Dorf, auch keine Kneipe. Er kaufte sich ein Häuschen in Santarém, und mit dem Rest machte er selbst eine Kneipe auf. Er wolle nun vernünftig werden und eine Familie gründen. Er habe das Herumziehen satt, das sei nichts mehr für ihn. Er wolle in Frieden leben.

Als Geschäftsmann war er jedoch eine Niete. Schon nach zwei Jahren pleite. Seine alten Kumpel, die Goldwäscher, ließen bei ihm anschreiben. Das fraß ihn auf. Er brachte es einfach nicht übers Herz, einem Pechvogel die Schuldscheine zu präsentieren. Das einzige, was ihm blieb, war sein Häuschen. Also zurück zu den Goldsuchern. Diesmal war es eine Katastrophe. In vier Monaten schafften sie bloß drei Kilo, und sie waren zu acht. Offensichtlich hatte sich das Gold von ihm abgewandt. Geschah ihm recht, denn Ze war geizig geworden, ein Feigling, der sich aufs Sparen verlegte.

In diesen Tagen bot man ihm eine Arbeit in der Waldstation der FAO in Santarém an. Als Kenner des Tapajós. Er vermietete sein Häuschen und wollte von den Einkünften bescheiden bis ans Ende seiner Tage leben.

Der Leiter der Station war Charles Reeds, ein nordamerikanischer Forstingenieur, ein rechtschaffener und unkomplizierter Mann, der Ze von Anfang an mochte.

Er hatte irgendetwas Besonderes, dieser kräftige und gut gebaute Typ aus dem Nordosten Brasiliens. Reeds vermutete, dass

Ze seinen Spitznamen der harmonischen Gleichmäßigkeit seiner Gesichtszüge verdanke, seinen leuchtenden Augen und den ebenmäßigen Zähnen. Da er von Zes legendären Streifzügen durch den Urwald gehört hatte, machte er ihn zu seinem persönlichen Führer. Schon bei der ersten Exkursion zeigte Ze seine ungeheure körperliche Kraft, die für dieses Alter eher ungewöhnlich war. Und auch seine anderen Vorzüge kamen zum Vorschein: seine bescheidene Würde - er war eifrig, aber nicht servil; seine außerordentliche Geschicklichkeit beim Erzählen von Geschichten - er besaß ein unerschöpfliches Repertoire; vor allem aber seine Fähigkeit, tagelang schweigen zu können, während er im Flusswasser ruderte oder das nächtliche Holzfeuer knistern ließ. Wenn Reeds ihn nicht aufforderte zu reden, hielt Ze eisern an seinem Schweigen fest.

Dieser Analphabet, der so viele Gefahren und Schicksalsschläge zu meistern wusste, war im Urwald der perfekte Gefährte.

Charles Reeds, Sohn eines texanischen Farmers, war ein Riese von beinahe zwei Metern und spielte Rugby im College. Er wusste, wenn er nicht täglich diese Cloroquin-Pillen nahm, würde er von Malaria befallen. Es war wie ein Wunder, dass Ze im Reich des Sumpffiebers ohne alle Medikamente überlebte, dass er sogar in diesem dampfenden, unmenschlichen Klima schwere Arbeiten verrichten konnte.

Ze Bonitinho wog dreißig Kilo weniger als Reeds, aber er bezwang ihn beim Armdrücken, beim Holzfällen in den Bergen, beim Laufen, beim Schwimmen. Reeds hatte in seinem Leben schon gelernt, ohne Groll zu verlieren, und Ze war seit seiner Kindheit nie ein Angeber gewesen. Zwischen den beiden wuchs, nach erstem, vorsichtigem Herantasten, ein Gefühl gegenseitiger Achtung und Zuneigung.

Ze fand in Charles Reeds den ersten Patron, der ihn menschlich behandelte. Er wusste, wo sein Platz war, verstand es, Distanz zu halten und alle Aufgaben pünktlich zu erledigen, die Reeds anordnete. Dieser wiederum behandelte ihn mit einer Aufmerksamkeit, die für einen Patron ungewöhnlich war. Weihnachten lud er ihn zum Essen bei seiner Familie ein. Manches Mal holte er ihn zum

Saufen ab, dann gingen sie in eine Kneipe der Goldwäscher. Und auch wenn Reeds kein Draufgänger war, so gefiel es ihm doch, mit der Gefahr zu spielen und sich mit Ze als Leibwächter in den dunkelsten Ecken von Santarém herumzutreiben. Ze fühlte sich durch dieses Vertrauen geschmeichelt.

Eines Tages, als die Frau von Reeds mit dem Chauffeur ins Dorf zum Einkaufen fuhr, in einem ziemlich offenen Kleid, machten einige der Goldsucher laute, obszöne Bemerkungen.

Ze erfuhr vom Chauffeur auf der Rückfahrt davon. Ohne irgendeinen Grund anzugeben, bat er Reeds um Erlaubnis, in das Dorf zurückzukehren.

Der Chauffeur brachte ihn zu der Kneipe, wo sich der Vorfall ereignet hatte. Er setzte sich zu ihnen, legte den Revolver auf den Tisch und fragte, wer wohl der Sohn der geilen Stute sei, der es gewagt habe, die Frau von Reeds zu beleidigen. Er forderte sie auf, ebenfalls ihre Revolver zu ziehen. Vielleicht hätten sie Lust etwas Blei zu fressen? Sofort stellten sich die Leute auf seine Seite, und die vier wagten nicht, die Herausforderung anzunehmen. Seit diesem Tag wusste jeder in Santarém, wer etwas gegen Reeds und seine Familie hatte, würde es mit Ze Bonitinho zu tun bekommen.

Ze hatte es auch verstanden, sich unter den Angestellten der Station Respekt zu verschaffen, ohne deswegen als Opportunist oder Spitzel zu gelten. In seiner Gegenwart durfte nichts über den Leiter geflüstert werden, das irgendwie die Achtung verletzte, weder im Scherz noch im Ernst.

Für Reeds hatte dieser Nordostler nur einen einzigen großen Nachteil: seinen Aberglauben amazonischen Ausmaßes. Unerklärlich bei einem Mann mit seiner Erfahrung. Dieses infantile Festhalten schadete natürlich seinem legendären Ruf.

Eines Nachts, nachdem sie stundenlang durch einen schmalen Seitenfluss gerudert waren, schlugen sie ihre Zelte am Ufer des Tapajós auf. Während sie einen Fisch über glühender Asche garten, begann Ze, von seiner ersten Begegnung mit Mapicuarí zu erzählen, einem menschenähnlichen Monster mit metallisch-glän-

zudem Schnabel und Adlerkrallen, das im Urwald hauste, seit Gott die Welt erschuf.

Glauben Sie mir! Ze lief ihm über den Weg, stand vor ihm, von Angesicht zu Angesicht, beim Goldwaschen.

Was Reeds an diesem brasilianischen Bauern am meisten bewunderte, waren seine Abenteuer, ähnlich jenen der Cowboys im fernen Westen, raue Typen, nie ein Buch in der Hand gehabt, aber immer einen schussbereiten Revolver.

Am Anfang, als er dabei war, Ze allmählich kennen zu lernen, amüsierten ihn die Geschichten vom Übernatürlichen, weil sie ungewohnt waren. Ze log eben, um ihn zu unterhalten. Reeds versuchte, die geheimen Symbole seines Komödiantentums zu entziffern. Aber je größer seine Zuneigung wurde, desto mehr langweilten ihn die Monsterwesen, die herumirrenden Seelen, die kopflosen Pferde, die Ze, und das schwor er, mit eigenen Augen selbst gesehen haben wollte. Und am meisten irritierte ihn, dass Ze an all diesen Mist tatsächlich glaubte. Jesus Christus noch mal!

Am Ende jener Nacht verriet Ze ihm, dass ein indianischer Heiler von der Serra do Cachimbo ihm beigebracht habe, einen Zaubertrank zu mixen. Der habe eine solche Macht, dass jeder, der ihn trinke, alles tue, was man ihm befehle. Aber nur dann, wenn man vorher ein paar Zeichen auf den Boden male und ein paar Formeln wiederhole, die ihn der Heiler gelehrt habe ...

Die Sache mit der Beschwörungsformel überstieg Reeds Geduld.

Er fühlte sich persönlich beleidigt. In ihm stieg der Verdacht wieder auf, dass der Brasilianer ihn wissentlich zum Narren hielt. Ob er glaubte, einen Idioten vor sich zu haben? Ein für allemal und unter dem Vorwand, dass es schließlich seine Pflicht als zivilisierter Mensch sei, Ze die Augen zu öffnen, beschloss er in dieser Nacht, allerdings nach mehreren Schnäpsen, ihm zu widersprechen. Er unterbrach knapp und heftig Zes Schilderung und bat darum, ihn in Zukunft mit solchem Unsinn zu verschonen. Er habe keine Lust mehr, etwas über Wesen mit metallischen Schnäbeln zu hören,

auch nichts von Fischen, die Frauen vergewaltigen, von Zaubertränken oder Gesundbetelei.

Ob er nicht einsehen könne, dass er mit diesem Quatsch die Achtung und den Respekt verspiele, die er, Reeds, für ihn empfinde?

Ze Bonitinho, der niemals vom Ingenieur derart heftige Worte vernommen hatte, stand auf, blass vor Wut. So, Mr. Reeds glaube also nicht an den Mapicuari? Mr. Reeds glaube nicht an dieses Wesen, das alle Kautschukarbeiter viele Male gesehen haben ...

Muito bem! Und Mr. Reeds glaube auch nicht an den Boto? Dann solle er sich mal umhören, bitte schön, gerade in dieser Gegend. Es gebe tausend Zeugenberichte von deflorierten Jungfrauen an den Flussufern, denen der Boto in mondloser Nacht in Gestalt eines gutaussehenden und gutgekleideten Jünglings erschienen sei. Wenn er bitte mal nachfrage, um herauszufinden, ob Ze ein Lügner sei!

Charles Reeds, verärgert durch die selbstbewusste Erwiderung, erklärte, dass Ze vielleicht kein Lügner sei, aber ein Analphabet und ein Ignorant. Er habe Hunderte von Büchern gelesen, Tausende von Büchern aus aller Welt, verfasst von gebildeten Menschen, in denen stehe, dass all dieser Aberglaube nur eine Folge von Barbarei und mangelnden Kenntnissen sei. Ein Analphabet, der nie ein Buch gelesen habe, lebe in einer Schattenwelt, in der er etwas zu sehen glaube, was es gar nicht gebe.

Der Brasilianer blieb völlig unbeeindruckt.

Könne er nicht gut sehen? War seine Treffsicherheit tags und nachts nicht besser als die des Mr. Reeds? Und wenn Mr. Reeds schon glaube, dass alles, was Ze gesehen habe, Lügen seien, warum vertraue er denn seinem guten Blick, wenn es darum ginge, die Felsen unter den Stromschnellen zu umschiffen?

Não, não, Mister Reeds. Ze war doch nicht blind. Er habe gute Augen, dem Herrn sei Dank. Auch wenn Mr. Reeds die Geschichten von Ze für unglaubwürdig halte, sie seien nichts als die reine Wahrheit. Er habe von diesem Zaubertrank getrunken, und die offenen Wunden an den Füßen habe er sich selbst zugezogen, als er über glühende Kohle gelaufen sei, aber er habe nicht den geringsten Schmerz verspürt. *Glauben Sie mir!*

Egal, ob Mr. Reeds dies glaube oder nicht: Der Heiler habe seine Zeichen gemalt, habe seine Formeln gesprochen und zu Ze gesagt, er werde seine Verbrennungen nicht spüren. Und Ze habe nichts gespürt. Weder im Augenblick, noch später.

Schon gut, schon gut, ist ja gut. Wenn Ze Bonitinho meine, das alles gesehen zu haben, schon gut, gut für ihn. Aber Reeds müsse schon selbst entscheiden dürfen, an was er glaube und an was nicht, und es bestehe überhaupt kein Anlass, dass Ze ihm Unterricht erteile. Punkt. Aus. Am besten würden sie jetzt die Hängematten aufhängen, weil es am nächsten Morgen sehr früh weitergehe.

In dieser Nacht sprachen sie nicht mehr miteinander. Ze befestigte seine Hängematte zwischen zwei Stämmen, weit von Reeds entfernt.

Was bildete sich dieser Gringo-Hurensohn denn ein? Zum ersten Mal bedachte Ze seinen Herrn mit Schimpfwörtern. Er brauchte lange, bis er einschlafen konnte. Wahrscheinlich leugnete dieser Gringo auch die Existenz des Lobizóns. Der Lobizón war der siebte Sohn, der sich freitags zu mitternächtlicher Stunde in einen Wolf verwandelte und die Friedhöfe bis zum Morgengrauen umschlich. Und die behaarte Hand? Und das Gespenst?

Mitte 1969 machten Reeds und drei Techniker der Waldstation von Santarém eine Inspektionsreise auf dem mittleren Tapajós. Ze Bonitinho steuerte das flache Boot. Nach drei Tagen gelangten sie an das Dörfchen São Luiz, wo die Wasserfahrzeuge nicht weiter flussaufwärts fahren können, da nach einem Kilometer die ersten Wasserfälle kommen. Die Reisenden, in der Mehrheit Goldsucher auf dem Weg zum oberen Tapajós, mussten in São Luiz an Land gehen. Das Dörfchen hatte kaum mehr als hundert Häuser, aus Lehmziegeln oder Holz.

Einige Jahrzehnte zuvor war São Luiz das Zentrum einer großen Kautschukplantage gewesen. Es gab Backsteinhäuser, in denen die Abkömmlinge von Luis de Amaral lebten, dem portugiesischen Abenteurer, der die Plantage am Ende des vorigen Jahrhunderts anlegte. Noch in den 60er Jahren sammelten seine Urenkel Kautschuk,



Ende der Demoverision

Das vollständige eBook erhalten Sie bei

<http://www.beam-ebooks.de>